



Tibor Bartók SJ

**Un Interprète et une Interprétation
de l'Identité jésuite**

**Le Père Louis Lallemand et sa Doctrine
spirituelle au carrefour de l'histoire, de l'analyse
institutionnelle et de la pensée d'auteurs jésuites
antérieurs et contemporains.**

Rom: Gregorian and Biblical Press 2016. 858 S.,
ISBN 978-8878393394, geb., € 82,49.

Der ungarische Jesuit Tibor Bartók legt mit diesem umfangreichen u. beeindruckenden Opus seine Doktoratsthese vor, die er 2014 abgeschlossen u. im Februar 2015 am *Centre Sèvres* der Jesuiten in Paris verteidigt hat. Der Untertitel spricht schon den großen Horizont an, in dem diese Untersuchung steht. Es geht nicht nur um eine Detailfrage in der Geschichte der jesuitischen Spiritualität, sondern um Grundsätzliches, um die jesuitische Identität. Die *Doctrine Spirituelle* (= DS) gehört zum Grundbestand jesuitischer geistlicher Literatur, v.a. im Hinblick auf das Tertiats der Gesellschaft Jesu. Das 17. Jh. war für die spirituelle Literatur in Frankreich ein wahrhaft „goldenes Zeitalter“. Nicht nur die christozentrisch geprägte *École française* im Umkreis von P. Bérulle, auch die jesuitische Tradition brachte bedeutende Autoren hervor, die aber heute faktisch in Vergessenheit geraten sind. Aus den Schriften von Mitgliedern der Gesellschaft Jesu wurde nur Lallemand mit seiner DS immer wieder gedruckt. Dass der Instruktor des Tertiats gerade im 20. Jh. große Aufmerksamkeit hervorrief, ist v.a. H. Bremond u. seiner fast polemischen Position zu verdanken. Er widmete den 1920 erschienenen 5. Bd. seiner *Histoire littéraire du sentiment religieux en France* der „Schule des P. Lallemand u. der mystischen Tradition in der Gesellschaft Jesu“. Bremond bezeichnet die DS

als eines der drei oder vier wichtigsten Werke der modernen religiösen Literatur. P. Champion hat dem Text der DS eine Darstellung der Person Lallemands vorangestellt, die durch das Gliederungsprinzip eines Tugendkatalogs stark „hagiographisch“ geprägt ist. Damit sollte Lallemand als Verwirklichung des Idealbildes eines Jesuiten dargestellt werden. Dazu nimmt B. im ersten Teil seiner Arbeit Stellung, ebenso zur „Überlieferung“ des Textes der DS mit der damit gegebenen Frage der Verfasserschaft. Im zweiten Teil bezieht sich B. auf die Etappen der geistlichen Formung der Jesuiten, beginnend mit dem Noviziat bis zum Tertiats, dem eigentlichen „Sitz im Leben“ der DS. Dabei fasst der Autor die konkrete Situation der Gesellschaft Jesu in den 1720er Jahren ins Auge, das „sozio-religiöse Klima“ in Frankreich. Bestimmend für die geistliche Linie der Gesellschaft Jesu war das Generalat des C. Acquaviva und seines Nachfolgers M. Vitelleschi. Schwerpunkt des dritten Teils der Untersuchung ist der „Geist der Gesellschaft“ u. damit der Begriff der „Vollkommenheit“. Der Jesuit „à la Lallemand“ ist ein Jesuit „à la Acquaviva“, formuliert der Autor treffend. Die SJ war in dieser Zeit zahlenmäßig stark gewachsen, die Tätigkeitsbereiche von Volksmissionen bis zum Engagement im Bildungsbereich prägten das Wirken der Jesuiten. Ggü. den Gefahren eines äußerlichen Aktivismus u. einer Verweltlichung der Mitglieder der Gesellschaft optierte Lallemand durchaus im Sinn der Bemühungen Acquavivas für eine innerliche Dimension der Frömmigkeit. Die DS ist aber nicht nur durch den Geist der Exerzitien u. der Konstitutionen des Ignatius geprägt, sondern – wie B. darlegt – auch durch Elemente der mittelalterlichen Spiritualität, der Kartäuser u. der rheinisch-flämischen Mystik. In diesem Sinn versteht Lallemand das Tertiats als eine *Méga-retraite*. Die Grundgestalt der Vollkommenheit liegt für ihn in der *vita mixta* von *actio* und *contemplatio*. Das ist nicht die „universalistische Sicht“ ignatianischer Spiritualität, die H. Nadal mit der Charakterisierung des Ignatius als *contemplativus in actione* zusammengefasst hat. Mit großer Umsicht u. intensiver Detailarbeit

hat T. Bartók Louis Lallemand als einen bedeutenden Interpreten der jesuitischen Identität dargestellt. Es ist nicht die jesuitische Identität schlechthin, aber eine bedeutende Stimme im großen Chor.

Josef Weismayer

Gotthard Fuchs Vom Göttlichen berührt Mystik des Alltags

Freiburg i. Br.: Verlag Herder, 2017. 144 S.
ISBN 978-3-451-37623-8. € 14,99.

Mystik ist gefragt. Von ihr wird erwartet, sie möge einer vertrockneten Gemütslandschaft aufhelfen, womöglich durch besondere Gipfelerlebnisse oder außerordentliche Erfahrungen. Aber gerade darum geht es dem Autor u. ausgewiesenen Fachmann für Spiritualität u. Mystik nicht, denn Mystik ist „kein elitärer Sonderweg“, aber auch „nichts Irrationales“ (8), sondern „unmittelbare Bewusstheit göttlicher Gegenwart“ – und das in allen Dingen“ (7). Statt dem Schielen auf das Außerordentliche ist vielmehr eine Weise gefragt, das „was faktisch geschieht“ – durchsichtig zu machen „auf seinen verborgenen größeren Zusammenhang hin“ (17). Dieser Perspektive sind die vorliegenden „Brückentexte“ (9) verpflichtet. Als solche schulen sie den Blick für eine Mystik des Alltags, wie der Untertitel programmatisch vorgibt. Es handelt sich um Texte, die in den Jahren 2012–2016 allwöchentlich in *Christ in der Gegenwart* veröffentlicht wurden, „Miniatüren“ (7), also kurz (meist 2-3 S. u. schon deshalb alltagstauglich), thematisch in sechs Kapiteln gruppiert. Nicht nur das Vorwort (7-9), auch die drei Texte von „I. Der Mystik auf der Spur“ (11-19) dienen der Begriffsklärung u. öffnen das Feld. Dass es nicht darum geht, „spirituell zu überhöhen oder gar ‚mystisch‘ aufladen zu wollen“ (22) oder nach Tiefsinn zu suchen, macht F. anhand von „II. Den Alltag (er)leben“ (21-49) deutlich. Hier kommen z.B. das Aufwachen, diverse Reinigungsrituale, das

Ankleiden, der Zusammenhang von Essen u. Schauen oder die Wetterlage in den Blick, aber auch Tätigkeiten wie das Ausmisten (47-49). Die mitmenschliche Begegnung steht im Fokus des dritten Kapitels (51-75); Phänomene wie gelingende Freundschaft u. Liebe, heilende Berührung („Evangelisierung ist Berührung“, 54), Umarmung, aber auch Gegenteiliges wie z.B. „Fremdeln“ (55-56), was auf die Schwierigkeit verweist, das Unsympathische u. Fremde an sich anzunehmen. Stets leitet die Frage: Wo lässt sich das Gewöhnliche „durchbrechen“ auf die letzte u. göttliche Dimension hin? Das gilt auch für „das Tragische menschlicher Verhältnisse und Geschichte(n)“ (73). Im 4. Kap. ist die Schöpfung Stoff der Betrachtung (77-96). F. denkt über das Geheimnis des Anfangs nach („Ur-sprünglich“, 78 f.), über „Blitzeinschläge“ (Erleuchtungen, Konversionen; 86 f.), lässt sich inspirieren vom „Himmelsbaum vor dem Balkon“, den er „bloß schauen“ will (88). Eine Mystik des Alltags muss sich, so sie diesen Namen zu Recht tragen will, mit dem Abschied-Nehmen u. mit dem Sterben beschäftigen („V. Den Tod wahrnehmen“, 97-119). Das Lassen muss eingeübt sein. Die Frage nach dem Leid ist unausweichlich u. somit auch die Gretchenfrage aller Spiritualität u. Mystik: angeschaut u. „durchgeschmerzt“ oder abgespalten u. verdrängt? Lebenswunden sind wahrzunehmen (107), denn schlechthin alles, „was Welt ist und Leben heißt“ (8 f.), ist Material für die Berührung vonseiten des Göttlichen. In Kap. 6 wirbt F. schließlich für eine Atmosphäre der Aufklärung („Aufklärung, bitte“), in der das „Fragen stellen“ (121-143) den Raum für entschiedenen Glauben entstehen lässt (136 f.). Zu den „Warum-Fragen“ zählen übrigens auch jene, die Gott an die Menschheit richtet (126 f.). Das Ergebnis ist ein weises Buch, das (herkömmlich gesprochen) der Heiligung des Alltags dient, eine Art „spirituelle Hausapotheke“ (24) als Wegbegleiter, u. zwar für längere Zeit. Das Ergebnis ist ferner ein mystagogisches Buch, weil es reich an Hinweisen ist, die das Geheimnis erschließen u. es so bewohnbar machen. Es lehrt, in Zeiten hastigen Konsums

mierens „das vermeintlich Selbstverständliche“ nicht einfach so zu nehmen, sondern „als besonders, als geheimnisvoll und aller Achtbarkeit wert“ (7) zu schätzen. Erfrischend ist, dass F. bei allen Phänomenen, selbst den verstörenden, den Blick „dahinter“ wagt, um dem zugrundeliegenden Bedürfnis auf die Spur zu kommen, „um die Spiegelschrift ihrer Sehnsucht zu entziffern“ (46). Damit driftet er nie ins Kulturpessimistische u. zeigt den Mystiker als einen „Menschen aus dem Mysterium“. Solche „sind und machen nicht sauer“ (96). Es ist zu wünschen, dass sich Verf. u. Verlag zu einer Fortsetzung der „Miniaturen“ entschließen.

Christoph Benke

Christian Lehnert

Der Gott in einer Nuß

Fliegende Blätter von Kult und Gebet

Berlin: Suhrkamp 2017., 237 S.

ISBN: 978-3-518-42586-2, € 20,00.

Der Autor, ostdeutscher Pfarrer (ev.) u. Leiter des liturgiewissenschaftlichen Instituts der Universität Leipzig, hat schon mehrere anerkannte Gedichtbände u. ein Buch über Paulus vorgelegt. Der hiesige Band ist als theol.-systematisch oder auch reflexiv-spirituell zu bezeichnen, aber die Gedanken kommen im ersten Hinsehen eher assoziativ auf, geschrieben auf über 80 „fliegenden Blättern“, die teils anekdotisch-narrativ, teils theol.-reflektierend, teils dichterisch explorativ oder mit schwer zu dechiffrierenden Träumen ihre Gedanken flügel zu machen versuchen. Beim weiteren Hinsehen hat das Buch 9 Kapitel, die sich, keineswegs nur assoziativ, der (lateinischen) Liturgie entlang bewegen u. deren zentrale Texte auslegen, von der Begrüßung (*In nomine Patris* ...) über das Kyrie u. das Gloria hin in Schritten bis zur Präfation u. zum Agnus Dei. Dabei stellt L. sehr grundsätzliche Fragen, was bei diesem Sprechen der liturgischen Texte passiert. Er betont in einer Art negativer Theologie die Unverstehbarkeit u. Unerreichbarkeit des liturgischen Geschehens

u. jenes Gottes, dem man sich darin annähern will. Immer wieder grenzt L. sich ab, etwa gegen bibl. Fundamentalisten, die Gott als Droge missbrauchen, der ihre unbegrenzten Wohlstands- u. Geborgenheitsansprüche zu stützen hat (126), oder gegen seichte „Pastoraltheologie“ u. konservative Ritualisten. Im radikalen Fragen u. mit seiner dichten Sprache kommt er zu erstaunlich neuen u. anregenden Einsichten. Die Präfation etwa deutet er (153 ff.) aus ihrem Ursprung in griech. Kulten u. im Judentum. Die verwirrenden Rollenwechsel der Sprecher entsprechen der ambivalenten Rolle des antiken Chores. Im Wir des Priesters weitet sich das sprachliche Subjekt bis zu den Chören der Engel u. dem ganzen Kosmos aus. Stimmen werden zum Sphärenklang, alle Grenzen fallen, das Bewusstsein schwimmt mit dem Nicht-Ich, keiner ist (im Sanctus) mehr geschieden vom anderen oder von der Gottheit, alles ist „in eine Strömung geraten, die niemand mehr aufhält“. Das Sanctus als Blitz und Brand, ganz von Jesaja her entfaltet ... Faszinierend ist die Sprache des im Dichten geübten Theologen: In immer neuen Wendungen, bildreich u. schön, zugleich diskret u. doch ganz direkt, mit überraschenden u. treffenden Formulierungen, bisweilen aber auch verrätselnd – dem göttlichen Geheimnis angemessen – nähert sich L. dem großen Reden über Gott. Er kennt die Tradition u. lebt aus ihr, u. zugleich übersteigt er sie mit neuen Zugängen u. Einsichten. Selten gab es in den letzten Jahren ein so dichtes u. anregendes – u. immerhin von Suhrkamp verlegtes – theologisch-spiritueller Buch.

Stefan Kiechle SJ

Hans Schaller SJ

Heute zum Heiligen Geist beten?

(topos taschenbücher, Bd. 1075) Ostfildern:

Matthias Grünewald Verlag 2017. 128 S.

ISBN: 978-3-8367-1075-6, 9,95 €.

Der Autor meditiert in zehn Kapiteln die zehn Strophen der Pfingstsequenz, jenem Gebets-

schatz der Kirche aus dem 13. Jh., der einerseits zu Pfingsten liturgisch fest verankert ist und andererseits auch im persönlichen Gebetsleben für viele eine wichtige Rolle spielt. Schlegt die jeweils aus drei Zeilen bestehenden Strophen theol. aus u. setzt sie in Beziehung zu Themen u. Fragen, die für viele Menschen von heute relevant sind, wie Entscheidung, Arbeit, Lebensqualität, Sinn des eigenen Lebens, Sehnsucht etc. Dabei greift er oft auf bibl. Texte zurück u. gibt Querverweise, nimmt Bilder aus dem Alltag, sowie Zitate u. Gedichte zu Hilfe. Ausgehend von den einzelnen Strophen der Pfingstsequenz bleiben allgemeine Grundsätze, Motive u. Schwierigkeiten des Betens stets im Blick. Das geschieht nüchtern u. bodenständig, mit einer durchaus kritischen Haltung ggü. idealistischen, aber auch verkürzten u. einseitigen Vorstellungen vom Gebet. Grundlegend ist dabei ein gläubiger Standpunkt des Vertrauens. Dem Autor geht es darum, heute (!) zum Gebet anzuregen u. dazu zu motivieren, v.a. aber „das Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes“ zu stärken (11), ist doch schon in der Sequenz selbst davon die Rede, dass ohne diesen Geist nichts, *nihil*, gesund sein kann (76). Formal wie stilistisch betrachtet hat die Pfingstsequenz eine theol. Botschaft: Jede der 30 Zeilen besteht aus genau sieben Silben, was wohl keinen zufälligen Verweis auf die sieben Gaben des Heiligen Geistes darstellt. Diese sind nicht namentlich genannt, aber analog zu einem „Wasserzeichen“ (10) bei näherer Betrachtung sehr wohl präsent. Die wichtigste Gabe besteht jedoch darin, dass der Hl. Geist nicht etwas, sondern sich selbst als Gabe gibt u. dazu hilft, unsere Existenz als Gabe u. Geschenk verstehen zu lernen. Ausdrücklich geht es in der Pfingstsequenz um den „inkarnatorischen Charakter“ (11) des heiliggeistlichen Wirkens, also um dessen Eindringen in alle Lebensbereiche. Die zentrale Botschaft besteht demnach im Vertrauen darauf, dass der Hl. Geist die konkreten Situationen, „Nöte und Belange“ (11) durch seine Interventionen von innen her zu wandeln vermag (55 f.). Dieses Wirken bleibt nicht diffus, sondern führt „ins Konkrete, ins

Hier und Jetzt“ (11) u. zwar nicht nur für die Betenden als Einzelpersonen, sondern immer auch für die Gemeinschaft der Betenden (106). Die Pfingstsequenz verbindet die Sphäre des Privaten u. Persönlichen mit dem Raum der Gemeinschaft. Ist die Bitte um das Kommen, bzw. Ankommen (20) des Geistes Gottes, das verbunden ist mit Erhellung, Trost, Friede, Freude, Stärkung u. neuem Leben, sowohl für das persönliche Gebet, als auch für eine Gemeinschaft – also für das individuelle u. kollektive Beten offen, wird ab Strophe neun explizit auf die größere Gemeinschaft der Betenden, also auf die Kirche verwiesen. Beten vergleicht Sch. mit dem Öffnen einer Türe, wodurch Licht in den Raum fällt, auch wenn der Spalt klein sein mag (33). Gerade im Hinblick auf das je persönliche Beten kommt dem Hl. Geist eine wesentliche Rolle zu. Der Tröstergeist, der *consolator optime*, ist der Anwalt des eigenen Glaubens u. Betens – und dies nicht jenseits, sondern inmitten der möglichen Selbst- u. Glaubenszweifel (39). Entscheidend für das eigene Tun u. Beten ist der Anteil an Liebe (51). Diese ist das Maß u. „die letzte Norm“ (51), die Sinn verleiht u. einen bleibenden Wert hat. Dieses vertrauensvolle u. liebende Sich-Öffnen fällt erwachsenen Menschen im Unterschied zu Kindern alles andere als leicht – vielmehr ist es für Erwachsene oft „kinderschwer“ (34). Zugleich betont Sch., dass Getaufte diesen Geist bereits empfangen haben – dass der Hl. Geist also schon gekommen ist: „Die Vorstellung, wir würden mit unserem Beten den Himmel öffnen, würden dem Heiligen Geist die Bahnen zu uns aufmachen, ist nicht ganz richtig. Mag nämlich dieser Himmel noch so finster sein, verschlossen und zugeriegelt ist er nicht.“ (19) Dieses Buch entfaltet sehr schön u. anregend, was die einzelnen Verse der Pfingstsequenz konkret für das eigene Leben bedeuten u. welche wichtigen Themen des (geistlichen) Lebens darin enthalten sind.

Dieter Fugger